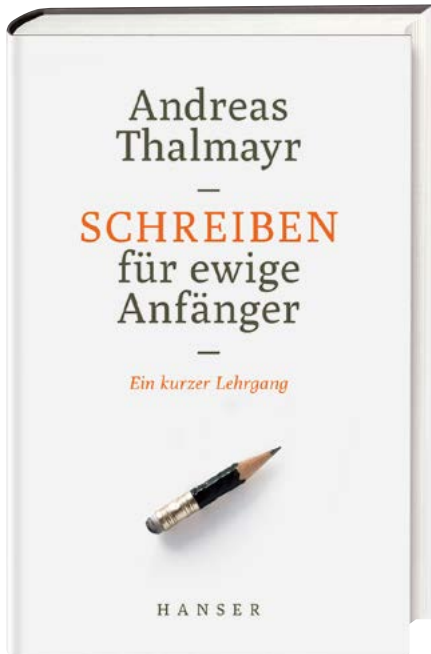


Leseprobe aus:
Andreas Thalmayr
Schreiben für ewige Anfänger



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2018

HANSER



Andreas Thalmayr

—

Schreiben
für ewige Anfänger

—

Ein kurzer Lehrgang

Carl Hanser Verlag

1. Auflage 2018

ISBN 978-3-446-25998-0

© 2018 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Satz im Verlag

Druck und Bindung: CPI books, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

- Schreiben für ewige Anfänger -

Steller gibt es viele. Menschen, die *Bitten, Fallen, Anträge, Fragen, Weichen* oder *Gesuche*. *Zu-, Her- und Darsteller* brauchen sich keine Gedanken darüber zu machen, während der *Briefsteller* schon lange Patina angesetzt hat. Den Schriftsteller dagegen gibt es noch. Ursprünglich war das einer, der für andere eine Bittschrift oder ein Schreiben an die Justiz aufsetzte und ihnen gewissermaßen zur Verfügung stellte.

Im heutigen Sinn kommt das Wort erst um das Jahr 1660 vor. In Jena erschien Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Zeitschrift, die sich *Der Schriftsteller à la mode* nannte. Es war Gottsched, der den Begriff an Stelle des Skribenten verwendete. Erst dadurch nahm dieser seine abschätzige Bedeutung an. Und Gottsched, ein früher deutscher Großkritiker, hat mit diesem Sprachgebrauch gesiegt.

– Der erste Brief –
an einen unbekanntem Einsender

Warum ich? Warum Sie meinen Rat suchen, weiß ich nicht. Ich kann zwar lesen und schreiben und habe hie und da etwas veröffentlicht, doch ist es mir, glaube ich, gelungen, eine unauffällige, sogar obskure Existenz zu führen. Ein pensionierter Grundschullehrer, der irgendwo in Südtirol lebt und aus einem staatlichen Etat der Region gefüttert wird. »Hervorgetreten« bin ich kaum, das Fernsehen ignoriert mich, sodaß ich nicht befürchten muß, daß Kellner, Türsteher und Hotelportiers mich erkennen – Vorzüge, die ich zu schätzen weiß. Ich twitterte und blogge nicht. Woher haben Sie überhaupt meine Adresse?

Sie drohen mir mit der Zusendung eines Manuskripts. Womit habe ich das verdient? Es soll Schriftsteller geben, die ein Sekretariat beschäftigen. Aber das sind Leute, die prominent, erfolgreich, umstritten, berühmt und so weiter sind. Alles Kategorien, in denen ich mich nicht wiederfinde. Der Romancier H., dem eine solche Rolle zusteht, hat mir einmal eine Audienz in seinem Arbeitszimmer gewährt. Er benutzte diese Gelegenheit, um mir sein Leid zu klagen.

Er stehe vor der Wahl, entweder den besseren Teil seiner Arbeitskraft der Post zu widmen oder fast alles, was er im Briefkasten und im Eingangsfach seines Rechners finde, ungeöffnet zu löschen oder wegzuschmeißen.

»Ich glaube, Sie übertreiben«, rief ich. Darauf warf er mir ein Bündel Papiere hin und lieferte mir, ohne daß ich ihn danach gefragt hätte, eine wütende Analyse seiner Korrespondenz ab.

Die Einladungen seien noch das wenigste. Man fordere ihn auf, zu den sonderbarsten Anthologien beizutragen. Die Briefe, die er vorwies, waren zumeist Computerausdrucke oder photokopierte Rundschreiben. Die geplanten Werke hießen *Fünf Minuten vor zwölf: Dichter kämpfen für den Artenschutz*; *Die Krise der Geisteswissenschaften: Wege zu ihrer Überwindung*; *Hilfe durch Meditation*; *Mein erster Schultag* und so weiter. Man bitte um Verständnis für das förmlich unsichtbare Honorar und erwarte die fristgemäße Zusendung eines Originalbeitrags.

Ebenso breit gefächert waren die Themen der Festvorträge, Round-Table-Gespräche, Festivals, Talkshows und Kongresse, bei denen es oft um die Wiederkehr von Ereignissen ging. Jemand war vor soundso vielen Jahren geboren oder gestorben. Dies oder jenes war gegründet oder kaputtgemacht worden, eine Stadt, ein Regime, ein

Theater. Nicht selten sollte vom Walfang die Rede sein, vom Terrorismus, vom Design oder von den Kurden. Und was war über die Zukunft des Romans zu sagen, über die Eurozone und die Klimaerwärmung? Nicht zu vergessen ein Lieblingsthema mancher Gesprächsrunden: »Die Rolle des Schriftstellers in der Gesellschaft«.

Eine zweite Klasse von Zusendungen fordere, wie H. sagte, oft in kategorischem Ton, Selbstauskünfte. Er werde gefragt, was er mit der oder jener Formulierung gemeint habe. Man wünsche Erläuterungen, Quellenangaben, Deutungen oder schicke ihm eigene Interpretationen und bitte dazu um eine Stellungnahme. Hier seien die Verursacher an den Universitäten zu suchen, die von den Studenten verlangen, daß sie sich mit Referaten, Magisterarbeiten und Dissertationen abmühen. Auch die Deutschlehrer wollen Aufsätze sehen, geben ein Thema und ein Gedicht vor, das die Schüler zu deuten haben. Die Hilferufe, die das zur Folge habe, erkenne H. schon an der blauen Krakelschrift auf dem Kuvert.

Ich war seiner Tirade bereits recht müde; doch er bestand darauf, mir zu beweisen, daß seine Dienste auch als Therapeut, Seelsorger und Anwalt gefragt waren. Es schien kaum ein Problem von der Sinnkrise bis zum Kunstdünger, von den Schikanen des Finanzamtes bis

zum Suizidrisiko zu geben, dessen Lösung man ihm nicht zugetraut hätte.

Ferner werde tagaus, tagein seine Unterschrift verlangt. Autogrammsammler forderten meist zwei bis drei Signaturen, vermutlich, um sie gegen solche von Fußball- oder Fernsehstars einzutauschen. Andere möchten ihn sogar dazu veranlassen, Texte, die bereits gedruckt vorliegen, eigenhändig abzuschreiben.

Noch dringlicher äußerten sich Komitees, Organisationen und Initiativen, die sein Eintreten für oder gegen etwas für geboten hielten: Solidarität mit Befreiungsfronten, von denen er noch nie gehört habe, für Kinderdörfer oder Ponyhöfe jeder Art, meist verbunden mit Spendenaufrufen. Es werde vorausgesetzt, daß er nicht nur willens, sondern auch in der Lage sei, zu zahlen, wo immer ein guter Zweck sich zeige. Das wundere ihn; denn H. habe, soviel er wisse, niemandem Grund gegeben, ihn für herzensgut zu halten.

»Selbst schuld«, wandte ich ein. »Hätten Sie kein so bedeutendes Werk vorgelegt, dann ließe man Sie in Ruhe.« Ich merkte ihm an, daß ich ihn mit dieser Bemerkung menschlich enttäuscht hatte.

»Und dabei habe ich die ärgsten Zumutungen noch gar nicht erwähnt. Sehen Sie diesen Stapel! Das sind die

Manuskripte. Ganze Leitz-Ordner, sechshundert Seiten; Gedichte in Mappen, in Tüten, in Ringheftern, mit eingeklebten Photos. Man verspricht sich von mir Rat, Trost und tätige Hilfe. Man will mich, der es in keinem Büro aushält, zum Lektor, zum Agenten, zum Verleger machen. Und wehe, wenn ich mich dazu hinreißen lasse, dem Absender zu antworten! Das sind Mimosen, die nie eine Kränkung vergessen. Ewige Feindschaft ist Ihnen sicher, wenn Sie ein Werk nicht überwältigend finden und für eine Publikation noch in diesem Herbst sorgen werden.«

Um mich loszuwerden, gab der Großschriftsteller mir eine Karte, die er hatte drucken lassen, um sich zu wehren. Dabei hatte er sich an das Muster des berühmten amerikanischen Kritikers Edmund Wilson gehalten, der seinen Verehrern schrieb:

»[He] regrets that it is impossible for him to:

Read manuscripts,

write books and articles to order,

write forewords or introductions,

make statement for publicity purposes,

do any kind of editorial work,

judge literary contests,

give interviews,

conduct educational courses,
deliver lectures,
give talks or make speeches,
broadcast or appear on television,
take part in writer's congresses,
answer questionnaires,
contribute to or take part in symposiums
 or ›panels‹ of any kind,
contribute manuscripts for sales,
donate copies of his books to libraries,
autograph books for strangers,
allow his name to be used on letterheads,
supply personal information about himself,
supply photographs of himself,
supply opinions on literary or other subjects.«

»Lieber H., ich verstehe Ihren Mißmut nicht recht«, erwiderte ich. »Vielleicht kenne ich Ihre Werke nicht gut genug. Ich lese ja überhaupt zu wenig ...«

»... genausowenig wie die Leute, die mir diese Briefe schreiben«, rief er zornig.

»Immerhin sind Sie ein gefragter Mann. Viele Ihrer Kollegen würden sich glücklich schätzen, wenn sie so viel Anklang fänden, und so viele Dinge hätten, die Sie am

liebsten wegschmeißen würden: Einladungen Gott weiß wohin, Hin- und Rückflug, erstklassige Hotels, angemessene Honorare, und all das nur, damit Sie zu einer Veranstaltung kommen. Wie Oscar Wilde sagte: *›To be invited to a party is a bore, not to be invited is a tragedy.‹* Sie sind einfach verwöhnt, mein Lieber.«

Auf dem Heimweg mußte ich über ihn lachen. Zu Hause fand ich den Brief vor, den Sie an mich richteten, und plötzlich begann ich zu verstehen, warum H. sich beschwerte, obwohl ich selten Post von einem unbekanntem Absender oder einer Absenderin bekomme. (Sie haben Ihren Vornamen abgekürzt, und so weiß ich nicht, ob ich es mit einer Frau oder einem Mann zu tun habe.)

Trotzdem teile ich H.s hochmütige Haltung nicht. Schon weil ich nichts Besseres zu tun habe, will ich Ihre Fragen beantworten, so gut ich kann, wenn Sie Geduld mit mir haben und nicht zuviel von mir erwarten. Mein Brotberuf hat mit dem Literaturbetrieb nichts zu tun, und für die Richtigkeit meiner Auskünfte kann ich nicht garantieren. Wenn Sie etwas davon brauchen können, um so besser; wenn nicht, machen Sie es wie Edmund Wilson und nutzen Sie das wichtigste Utensil, das einem Verfasser zur Verfügung steht: den Papierkorb.

Andreas Thalmayr

– Zweiter Brief –

Ich sehe nicht ein, warum wir uns bei Ihnen oder in irgendeinem Café treffen sollten. Ihr umfangreiches Manuskript habe ich noch gar nicht zu Ende gelesen. Übrigens haben Sie vergessen, ein adressiertes Kuvert und Rückporto beizulegen. Das war ungeschickt. Einmal hat mir ein alter Verlagslektor einen Schrank gezeigt, in dem er einen Stapel solcher Zusendungen aufbewahrte. Dieses Möbel war bis oben hin gefüllt. Er werde es samt Inhalt seinem Nachfolger vererben, sagte er, sobald seine Pensionsgrenze erreicht sei.